

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Es ist die Sehnsucht, die die Menschen in Jennifer Egans brillanten Geschichten umtreibt. Die Sehnsucht nach Veränderung, nach Befreiung, nach Glück. Erfolgreiche Models und enttäuschte Ehefrauen, Wall-Street-Banker und Betrüger, orientierungslose Schulkinder und Drogendealer – alle vereint auf der Suche nach etwas außerhalb ihrer eigenen Erfahrungswelt. An exotischen Orten wie China und Bora Bora, dem kosmopolitischen Manhattan oder der vertrauten Vorstadt. »Emerald City« kreist um die unbegrenzten Möglichkeiten der Phantasie und die Abenteuer der Seele.

Jennifer Egan wurde 1962 in Chicago geboren und wuchs in San Francisco auf. Sie lebt heute mit ihrem Mann und zwei Söhnen in Brooklyn, New York. Neben ihren Romanen und Kurzgeschichten schreibt sie für den New Yorker sowie das New York Times Magazine und lehrt an der Columbia University Creative Writing. Für ihren Roman »Der größere Teil der Welt« erhielt sie 2011 den Pulitzer Prize, den National Book Critics Circle Award und den Los Angeles Times Book Prize. Ihr aktueller Roman »Manhattan Beach« erstürmte gleich bei Erscheinen die New York Times-Bestsellerliste und erhielt hymnische Presse.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Jennifer Egan

EMERALD CITY

Stories

Aus dem Amerikanischen
von Sigrid Ruschmeier

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2020

© 1996 Jennifer Egan
Die amerikanische Originalausgabe erschien 1996
unter dem Titel »Emerald City«
bei Nan A. Talese / Doubleday, New York.
Die deutschsprachige Ausgabe erschien erstmals 2000
bei Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,
Frankfurt am Main.

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70267-1

INHALT

Warum China?	9
Sacred Heart	40
Emerald City	57
Die Stylistin	76
Ein richtiges Teil	93
Der Uhrentrick	113
Bedürftig sind wir alle	132
Puerto Vallarta	146
Spanischer Winter	167
Brief an Josephine	183
Mondschwwestern	206

WARUM CHINA?

Keine Frage. Es war der Typ. Ich erkannte ihn schon von weitem. Daran, wie er den Kopf hielt oder das Kinn. Noch bevor ich begriff, wen ich da sah, wurde mir flau im Magen. Durch die Akupunkteure, die Kräuterdoktoren, die senfgelbe Breiumschläge auf blutende Wunden klatschten, und die Verkäufer von Plateauschuhen und ausgestellten Polyesterhosen, die in Kunming mysteriöserweise alle Leute trugen, bahnte ich mir einen Weg zu ihm. Ich befürchtete, dass er mich erkannt hatte. Doch dann fiel mir ein, dass ich vor zwei Jahren, als er mich abgezockt hatte, noch bartlos gewesen war und nun – nach Aussage alter, bei meinem Anblick durchweg verblüffter Freunde – vollkommen anders aussah (besser, wollte ich immer noch hören).

Wir waren die beiden einzigen Nichtasiaten auf dem Straßenmarkt, der eine lange Fahrradfahrt von meinem Hotel entfernt und in einer Weise schäbig war, die ich nicht recht benennen konnte. »Tag«, sagte der Mann, als ich auf ihn zutrat.

»Hallo«, erwiderte ich. Er war es. Definitiv. Ich achte immer auf Augen, und seine waren komisch hell graugrün, mit langen Wimpern, wie kleine Kinder sie haben. Als ich ihn kennengelernt hatte, trug er einen Anzug und ein kurzes Pferdeschwänzchen – was damals an der Wall Street als hip galt. Ein Blick, und man wusste Bescheid: Wrangler-Jeep, brandneue

Skier, eine vielversprechende Kunstsammlung, einschließlich eines Werks meiner Frau, wenn er den Mumm hatte, sich über Fischl, Schnabel und Basquiat hinauszuwagen. Vor New Yorkern wie ihm erstarrten wir in San Francisco immer ein wenig in Ehrfurcht. Nun hatte er das Haar ungleichmäßig kurz geschnitten und trug irgend so eine gewebte Jacke.

»Sind Sie schon lange hier?«, fragte ich.

»Hier, wo?«

»In China.«

»Acht Monate«, sagte er. »Ich arbeite für die *China Times*.«

Seltsam gehemmt, steckte ich die Hände in die Taschen, als sei ich derjenige, der etwas zu verbergen habe. »Und an was arbeiten Sie gerade?«

»An Drogen«, sagte er.

»Ich dachte, hier gäb's keine.«

Müde lächelnd beugte er sich zu mir vor. »Sie befinden sich in der Heroinmetropole Chinas.«

»Ach du Scheiße«, sagte ich.

Er wippte auf den Füßen. Ich hätte höflich Auf Wiedersehen sagen und weitergehen müssen, doch ich rührte mich nicht vom Fleck.

»Sind Sie mit einer Gruppe hier?«, fragte er schließlich.

»Nein, mit meiner Frau und meinen Kindern. Wir versuchen, einen Zug nach Chengdu zu kriegen, wir warten schon seit fünf Tagen auf die Fahrkarten.«

»Und woran hakt's?«

»Mei you«, erwiderte ich, die chinesische Universalantwort »Gibt's nicht« zitierend. Was oder welche Umstände aus dem »nicht« eventuell ein »doch« machen, weiß man nie. »Das sagen die Leute im Hotel jedenfalls immer.«

»Ach, die können Sie doch sonst wo lecken«, sagte er.

Schweigend blieben wir einen Moment stehen, dann schaute er auf die Uhr. »Hören Sie, wenn Sie ein paar Minuten hier warten, kann ich Ihnen die Fahrkarten wahrscheinlich besorgen«, sagte er.

Als er im Davongehen einem lahmen Albino-Chinesen, der neben einem Gebäude am Markt hockte, ein paar Worte zuwarf, dachte ich: Von wegen *China Times*, sieht mir mehr nach Heroindealer aus. Gleichzeitig war es unleugbar aufregend, mit diesem Typen zusammen zu sein. Er war ein Hochstapler – das wusste ich, aber er hatte keine Ahnung, dass ich es wusste. Ich genoss, dass ich ihm das voraus hatte; es machte beinahe die fünffundzwanzig Riesen wett, um die er mich betrogen hatte.

Auf unseren Fahrrädern fuhren wir zurück ins Stadtzentrum. Mit Caroline und den Mädchen nahm ich immer ein Taxi, was alles sein konnte, vom Auto bis zum Karren, der von einem mageren, schwitzenden Burschen auf einem Fahrrad gezogen wurde. Es nervte mich, dass wir zu viert nicht mit dem Fahrrad fahren konnten wie jede andere chinesische Familie auch. (»Seit wann sind wir eine chinesische Familie, Sam?«, fragte meine Frau.) Doch die Mädchen behaupteten, sie hätten furchtbare Angst, von den Rädern zu fallen und von den dichten, klappernden Scharen der – völlig unnütz mit ihren blechernen Klingeln lärmenden – Fahrradfahrer überrollt zu werden. Insgeheim glaubte ich allerdings, dass meine Töchter keine Lust auf die mickrigen, schwarzen Drahtesel der Chinesen hatten, die gegenüber den glänzenden Fünf- und Zehngangrädern, mit denen Melissa und Kylie groß geworden sind, viel zu poplig waren.

Bei unserer ersten Begegnung hieß er Cameron Pierce. Als wir nun daherradelten, stellte er sich als Stuart Peale vor; er schrie es durch das donnernde Getöse vorbeifahrender Last-

wagen. Die Namen passten wie die Faust aufs Auge, damals wie heute; Cameron hatte ungeduldig und visionär geklungen, nach einem Mann, der überzeugt ist, dass er ein Schweinegeld machen kann; Stuart klang sanft, nach einem feinen Beobachter – was man von einem Reporter auch erwarten würde. Als ich ihm meinen Namen sagte – Sam Lafferty –, hoffte ich halbwegs, dass es bei ihm klickte, doch erst als ich die Firma nannte, für die ich arbeitete, merkte ich, wie er eine Sekunde lang stutzte.

»Ich habe Urlaub genommen, während eine Untersuchung gegen mich durchgeführt wird«, sagte ich zu meinem eigenen Erstaunen.

»Untersuchung? Weshalb?«

»Zahlen frisiert.« Und obwohl ich selbst erschrak vor dem, was ich da offenbarte, spürte ich einen idiotischen Drang weiterzureden. »Bisher ist es nur intern.«

»Oje«, sagte er und schaute mich merkwürdig an. »Viel Glück.«

Wir stiegen vor einer Betonhalle ab, vor der sich Menschenmassen in langen Schlangen in aller Freundlichkeit auf einen Fahrkartenschalter zuschoben und -drängelten, was ich einzigartig chinesisch fand. In hektischem, wenn auch (vermutete ich) gebrochenem Chinesisch sprach Stuart mit einem uniformierten Beamten und winkte mich zu sich. Schließlich führte uns der Beamte widerwillig durch eine Seitentür und einen trübe beleuchteten Flur entlang, in dem die stickige Anstaltsatmosphäre der staatlichen Schulen herrschte, die ich als Kind besucht und von denen ich meine Töchter ferngehalten hatte – und immer fernhalten würde.

»Wo wollen Sie hin? Nach Chengdu?«, rief er.

Wir betraten ein schäbiges Büro, in dem eine soldatisch aus-

sehende Frau, offenbar gründlich verstimmt über Stuarts Eindringen, hinter einem Schreibtisch saß. »Ja, vier Personen«, erinnerte ich ihn.

Binnen Minuten händigte ich Stuart ein Bündel Geldscheine aus, gab er mir die Fahrkarten. Wir traten wieder in das mäßig warme, dumpfe Sonnenlicht. »Sie fahren morgen«, sagte er. »Acht Uhr dreißig. Sie haben mir nur erste Klasse verkauft – ich hoffe, das ist okay.«

»Ja, wunderbar.« Wir fuhren immer erster Klasse. Stuart bestimmt auch, dachte ich, damals, in seiner früheren Existenz. »Danke schön«, sagte ich. »Puh!«

Er winkte ab. »Sie wollen, dass es Amerikanern hier an nichts mangelt«, sagte er. »Falls es doch der Fall ist und man sie darauf hinweist, bringen sie es sofort in Ordnung.«

Er gab mir seine Karte: Adresse in Englisch und Chinesisch, das *China Times*-Logo adrett eingraviert. Immer noch der Profi, dachte ich.

»Sie wohnen in Xi'an«, bemerkte ich. »Da wollen wir vielleicht auch noch hin, die Tonarmee anschauen.«

»Dann kommen Sie bei mir vorbei«, sagte er und meinte es eindeutig nicht.

»Nochmals vielen Dank.«

»Schon gut«, sagte er, schwang sich aufs Fahrrad und fuhr davon.

»Ein Wildfremder?«, fragte meine Frau, als ich sie, zurück im Hotelzimmer, mit den Fahrkarten überraschte. »Einfach so, aus keinem ersichtlichen Grund?«

»Er war Amerikaner.« Ich hätte ihr liebend gern erzählt, dass es das Arschloch war, das mich abgezockt hatte, doch wie hätte ich ihr erklärt, dass ich mich mit dem Typen gemein

gemacht und einen Gefallen von ihm angenommen hatte? Ich wusste, wie Caroline es betrachtet hätte: nur als weitere einer ganzen Palette abstruser Aktionen meinerseits, zu denen ich neigte, seit die Untersuchung eingeleitet worden war. Wozu übrigens auch zählte, meine Familie zu bitten, alles stehen- und liegenzulassen und mit mir nach China zu kommen. Ich war nicht eigentlich depressiv, litt aber unter einem merkwürdigen Druck, der mich ruhelos machte: Spät nachts wanderte ich im Haus herum, öffnete die besten Weinflaschen aus unserem Keller und trank sie allein, während ich mich durch die abartigsten Kanäle des Kabelfernsehens zappte.

»Wo sind die Mädchen?«, fragte ich. »Ich habe ein kleines Messer zum Birnenschälen gekauft, für jede eins.«

»Du hast Messer für sie gekauft?«

»Nur kleine«, sagte ich. »Ist dir aufgefallen, dass die alten Frauen hier dauernd Birnen schälen? Ich habe das Gefühl, in den Schalen ist was, das man nicht essen sollte.«

Caroline hatte ihre BH's und Unterhosen gewaschen und hängte sie an die offenen Kommodenschubladen zum Trocknen. Ende der siebziger Jahre, vor unserer Heirat, waren wir mit dem Peace Corps ein Jahr in Kenia gewesen. Dort war Caroline ähnlich verfahren, hatte quer durchs Zimmer Leinen gespannt und die gewaschenen Klamotten daran aufgehängt. Durch das Gewirr von Leinen und Unterwäsche hatte ich sie beobachtet – ihr rötlich braunes Haar und die großen, sanften Augen, bei denen ich immer an Bernstein denken musste. Ich erinnerte mich gern an die Zeit und wusste, dass all das Geld und die Häuser und die Reisen, die wir uns seitdem leisten konnten, sie nicht weggewischt hatten. Wir sind immer noch die Leute, die den Masai geholfen haben, ihre Kuhdunghäuser zu reparieren, sagte ich mir.

Caroline öffnete ein Fenster, und sofort strömte der herbe, kreatürliche Geruch Chinas in den Raum. »Ein Wildfremder«, sagte sie nachdenklich und lächelte mich an. »Lag wohl an deinem lieben Gesicht.«

Meine Töchter verraten mich. Sie sind blonde, teuer aussehende Geschöpfe, deren zarte Haut und hochgereckte Näschen ich mir – fälschlich, ich weiß – immer als Verdienst anrechnete, weil ich sie ihnen ebenso wie ihr kieferorthopädisch perfektes Lächeln unter erheblichem Kostenaufwand verschafft hatte. Die Kinder in Kenia hatten trockene Lippen und Fliegen in den Augen. Seit einigen Monaten überfielen mich aus unerfindlichen Gründen immer wieder Erinnerungen an ihr elendes Dasein. Manchmal merkte ich, wie ich meine Töchter vorwurfsvoll musterte und erwartete, dass sie wenigstens begriffen, wie brutal der Unterschied zwischen dem Leben der Masaikinder und ihrem eigenen war. Doch ich fand in ihrer Schönheit nur eine Selbstgerechtigkeit, bei der mir die Galle hochstieg. Zur Verblüffung meiner Frau begann ich, sie die Racheengel zu nennen.

Dabei waren meine Töchter einander beileibe nicht gleich. Sie waren zehn und zwölf Jahre alt, und die jüngere, Kylie, hatte großen Respekt vor der älteren, Melissa, deren überragende Eiskunstlauffähigkeiten ihr in ihrem privaten Gymnasium schon eine gewisse Berühmtheit verschafft hatten. Alle Welt schien überdies einhellig der Meinung zu sein, dass sie einen Hauch hübscher sei. Entschlossen, dieses Ungleichgewicht zu korrigieren, zog ich Kylie seit neuestem ständig vor, lobte und bestätigte sie. Was meine Frau natürlich missbilligte. Sie bat mich, davon abzulassen. »Lieblinge haben ist schrecklich, Sam«, sagte sie. »Melissa glaubt, dass du sie hasst.«

»Das Leben hat Lieblinge. Ich Sorge nur für das richtige Gleichgewicht.«

Doch in dem plötzlichen Schwall von Zuneigung, mit dem ich Kylie überhäufte, steckte etwas Plumpes, dem sie allerdings durchaus gewachsen war. Bereitwillig und geduldig machte sie mit mir Ausflüge in den Zoo, das Exploratorium oder zum Strand, wo wir dann durch den feuchten, schweren Sand stapften und uns beide wünschten (jedenfalls ich), Melissa – die ich barsch ausgeschlossen hatte und bei deren Eislaufwettbewerben ich oft so tat, als döste ich – wäre bei uns.

Nun aber hatten sich Melissa und Kylie in ihrem Hass auf China, ihrem tiefen Groll, dass sie einen Großteil des Sommers in einem Land verbringen mussten, in dem sich die Leute ohne Papiertaschentücher die Nase schneuzten, in eiserner Opposition gegen mich zusammengeschlossen. »Daddy, warum?«, hieß es, kaum hatte die Reise begonnen, immer wieder: auf dem Schiff von Hongkong nach Kanton, während der Tage des Wartens auf das Flugzeug nach Kunming, das, als es endlich eintraf, so Vertrauen erweckend war, als hätten wir es selbst montiert. »Warum, Daddy?« Mit der Zeit wurden ihre Fragen differenzierter: Warum hier? Warum das alles? Sie fragten den falschen Mann.

Die Häuser in Chengdu waren neuer und darum weniger malerisch als die in Kunming. Ungeduldig streifte ich, Frau und lustlose Töchter im Schlepptau, durch die Straßen. Wir tranken grünen Tee in einem dunstig feuchten Verhau neben einem buddhistischen Tempel. Es roch nach Chemikalien. Ein einheimisches Mädchen mit seltsam blassblauen Augen starrte uns unverwandt an. »Meinst du, sie ist verrückt, Dad?«, fragte Melissa.

»Sie bewundert deine Frisur.«

In dem Glauben, ich hätte es ernst gemeint, warf mir Melissa einen kurzen Blick zu und begriff dann, dass ich wieder nur – wie neuerdings ständig – ätzend sarkastisch gewesen war.

»Ja, und wahrscheinlich warst du ihr Vater«, grummelte sie.

»So ein Glück hatte sie wahrscheinlich nicht.«

Meine Frau seufzte. »Sie ist blind«, sagte sie. Und sie hatte recht; das Mädchen war von unserer ihr fremden Sprache gefesselt, ihre Augen waren leer.

»Lasst uns doch nach Xi'an fliegen«, sagte ich. »Das soll faszinierend sein.«

Melissa schlug den Reiseführer auf, überflog die Seiten und las vor: »Die Qin-Terrakotta-Krieger sind einer der wenigen Gründe, aus denen man Xi'an, eine Stadtwüste mit uniformen Straßen und Mietshäusern im Sowjetstil, besuchen sollte. Doch sie sind ein Muss.«

»Das habe ich anders gehört«, sagte ich, das Bedürfnis untermückend, ihr das Buch aus der Hand zu schlagen.

»Die Kinderkottakrieger?«, fragte Kylie.

»Anders gehört? Von wem?«, fragte meine Frau.

»Von dem Typen, der uns die Zugfahrkarten besorgt hat.«

»Es sind Tausende von Soldaten aus Ton, so groß wie echte Männer«, erklärte Caroline Kylie. »Ein chinesischer Kaiser, der sich von allen Menschen bedroht fühlte, hat sie unter die Erde setzen lassen, damit sie ihn nach seinem Tode beschützen.«

»Cool«, sagte Kylie.

Caroline schaute mich an. »Schauen wir sie doch an.«

»Warum?«, fragte Melissa, aber niemand antwortete ihr.

Niedergeschmettert schlenderte sie als Erste aus der Teestube. Als wir ihr folgten, ich mich umdrehte und hinter mich

schaute, starrte das blinde chinesische Mädchen mit den blassblauen Augen wahrhaftig immer noch hinter uns her.

Ich wusste – ebenso wie Caroline –, dass ich seit Einleitung der Untersuchung an Status eingebüßt – oder gewonnen – hatte, von dem ihres Ehemannes und ebenbürtigen Partners zu dem eines Menschen, den sie gewähren ließ. Dankbarkeit und Schuldgefühle spielten dabei eine Rolle. Ich hatte mir jahrelang den Arsch abgearbeitet, während sie in ihrem Bildhaueratelier herumgewerkelt hatte. Dann hatte sie vor drei Jahren das Riesenglück gehabt, eine von ihren Arbeiten in der Whitney Biennial zu platzieren. Was zur Teilnahme an weiteren Ausstellungen führte, Einzelausstellungen in mehreren Großstädten, einschließlich New Yorks, und Dutzenden von Atelierbesuchen von dünnen, schönen Frauen samt aalglatten jungen Gatten, die (wahrscheinlich wie ich) nach frischen Geldscheinen rochen, oder von klapperdürren, parfümierten alten Schachteln, bei deren tatterigen Begleitern man an Landhäuser und sabbernde Retriever denken musste. Alles, was meine Frau in den folgenden drei Jahren bildhauerte, war praktisch schon verkauft. Wir hatten davon geredet, dass ich kündigte, mich mit Anthropologie oder Sozialarbeit beschäftigte, was ich nach eigenem Bekunden ja immer gern wollte, oder, Herrgott noch mal, einfach nur faulenzte. Aber unsere Lebenshaltungskosten waren enorm hoch: das Haus in der Presidio Terrace, die Mädchen nun in Privatschulen und später an der Uni, Eislauf-, Reit- und Klavierstunden, Tennisferien im Sommer – ich wollte, dass sie das alles bekamen, das und vieles mehr, für den Rest ihres Lebens. Selbst Carolines beachtliche Einkünfte hätten es bei weitem nicht gedeckt. Dann machen wir es doch anders, sagte sie. Lass uns kürzertreten. Aber die Vorstellung

erfüllte mich mit Angst; ich war kein Bildhauer, ich war kein Maler, ich war kein Mensch, der Dinge schuf. Hatte nur all die Jahre rangeklotzt, damit wir das Leben führen konnten, das wir führten. Wenn wir das freiwillig aufgaben, war dann nicht alles umsonst gewesen?

Daran kauten wir immer noch herum, als ich das mit der Untersuchung herausfand. Deren Drahtzieher – mit dem passenden Namen Jeffrey Fox – wollte mir schon seit Jahren ans Leder, weil seine Frau Sheila ein Drachen und meine hübsch und hinreißend war. Er schnürte immer durch ihr Atelier und hatte im Vorjahr drei ihrer Arbeiten erworben. »Der kleine Scheißer!«, kreischte Caroline, als ich ihr von der Untersuchung erzählte und wir Nacht für Nacht, lange nachdem die Mädchen zu Bett gegangen waren, dasaßen und flüsternd beratschlagten, wie ich reagieren sollte: Dem Aufsichtsrat einen Brief schreiben und meine Unschuld beteuern? Eine Gegenoffensive gegen Fox starten? Nein, beschlossen wir. Das Beste, was ich im Augenblick tun konnte, war: Nichts. Sollte die Untersuchung ihren Verlauf nehmen, und wenn nichts dabei herauskam, würde ich ihre Rechtmäßigkeit, das heißt, ob sie überhaupt hätte eingeleitet werden dürfen, anfechten. In der Zwischenzeit wollte ich Urlaub nehmen, wieder einen klaren Kopf kriegen, ausschlafen. Ha, ha, ha.

So unwahrscheinlich das Ergebnis für uns war: Caroline stand in meiner Schuld. Ich wusste es, sie wusste es, und ich kann nicht verhehlen – unlieb war es mir nicht.